schlacht gewinnen werden, unterliegt kaum einem Zweifel. Aber daß ihr Sieg höchst bescheiden sein wird, daß ihr Fortbestehen als Regierung zum größten Teil von der Unterstützung durch die 103 Mann starke irische Fraktion abhängig sein wird, wird selbst von den Liberalen in intimen Kreisen anerkannt. Und hieraus läßt sich schon jetzt eine rasche Diskreditierung der Regierung und eine kurze Dauer des Parlaments mit neuen Wahlen und dem Einzug der Konservativen nebst dem Schutzzoll in die Regierung voraussehen. Dennoch können die Liberalen nicht anders. Für sie hieße an der Lordskammer ernstlich rütteln, eine Revolution entfesseln, und das wollen und können sie nicht. Das aber bedeutet, daß die Lordskammer im wesentlichen ihre Vorrechte bewahren und obendrein ein erstarktes Bewußtsein ihrer Macht gewinnen wird. Die englische Verfassung wird somit eine Verschiebung der politischen Kräfte registrieren und verkörpern. Was bisher bloß als eine Tendenz hier und da wahrzunehmen war, wird zu einer Tatsache werden, die dadurch eher bedeutungsvoller als bedeutungsloser sein wird, daß sie in keinem Statutenbuch niedergeschrieben ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß in England von nun an der Absolutismus wachsen wird. Politisch betrachtet, steht das Land jetzt in einer reaktionären Bewegung. Vom historischen Standpunkt aus aber bedeutet diese eine weitere Etappe in der Entwicklung zu jenen politischen Formen, in denen allein die notwendige Entfaltung des sozialen Entwicklungsprozesses stattfinden kann. Dieser Prozeß muß unter den gegebenen wirtschaftlichen Bedingungen Englands unbedingt zur Ausschaltung der bisher politisch maßgebenden liberalen Mittelschichten führen, was sozusagen eine politische Polarisation zur Folge haben muß. Auf dem einen Pol müssen sich die besitzenden Klassen unter der Diktatur der unverantwortlichen Elemente der Verfassung konzentrieren, auf dem andern Pol wird sich das Proletariat, indem es auf jene Konzentration reagiert, unter dem Banner der Demokratie und des Sozialismus scharen. Und je weiter der Konzentrationsprozeß auf dem einen Pol sich vollzieht, desto entschiedener wird man auf dem andern Pol reagieren, bis die Zuspitzung der Klassengegensätze zu einem akuten Konflikt führt. So stehen wir in England vor einer ganz neuen Entwicklung der Dinge. England, das Musterland des sozialen Friedens, geht mit raschen Schritten großen sozialen Konflikten entgegen, und das englische Proletariat, das bis jetzt nur langsam zum Bewußtsein seiner historischen Aufgabe schritt, wird sich in die ersten Schlachtreihen des internationalen, völkerbefreienden Sozialismus stellen.

Frieden auf Erden.

Ueber die ganze Welt klingt wieder mit Weihnachten das Frieden auf Erden. Frieden! Soll das Wort bedeuten, daß wir vor einem Krieg bewahrt bleiben sollen? Nein, es hat immer viel mehr bedeutet. Was darin herbeigesucht wurde, war eine Welt der Liebe und der Brüderlichkeit, wo Hader und Feindschaft völlig verschwunden sind. Der Heiland, dessen Mission bei seiner Geburt durch die Worte: Frieden auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen, zusammengefaßt wurde, sollte nach der Vorstellung der ersten Christen die Welt von aller Sünde, von allem Laster und allem Unglück erlösen.

Daher war das Weihnachtswort auch nichts mehr als eine Sehnsucht, ein Traum. Es drückte aus, was die Menschen wünschten und hofften, nicht was wirklich war. Die Wirklichkeit, die tatsächlichen Lebensbedingungen machten den Menschen zum Wolf des Menschen. Solange die Produktionsmittel primitiv und die Produkte dürftig waren, solange die Warenproduktion, die den Kampf aller gegen alle mitbringt, notwendig war, um die Produktivkräfte höher emporzuführen, solange mußten Feindschaft und Niedertracht, Haß und Verbrechen, Elend und Not, Krieg und Unterdrückung üppig gedeihen. Und schlimmer als je zuvor herrschen diese unter dem Kapitalismus.

Damit fiel nun aber der Weihnachtsfrieden, ebensowenig wie das ganze Christentum, der Vergessenheit anheim. Umgekehrt lebten sie gerade wegen der häßlichen Wirklichkeit als ideologische Theorie kräftig weiter. Sie kamen dem Bedürfnis entgegen, das Glück, das auf Erden fehlte, irgendwo anders zu finden; sie drückten die Sehnsucht aus, die um so tiefer war, je weniger die Wirklichkeit ihnen entsprach.

Und noch eine andere Funktion bekamen sie dabei. Nicht aus einer übernatürlichen Welt, als Strafe oder Tücke einer höheren Macht, kommen alle diese Qualen über die Menschen. Sie werden von den Menschen selbst hervorgerufen, die im Kampfe ums Dasein einander niederzuringen suchen. Aber dabei sind die Rollen ungleich verteilt. Die besitzende Klasse, die herrscht und gebietet, hat Vorteil von der Ausbeutung ihrer Mitmenschen; die Kriege werden in ihrem Interesse geführt. Die arbeitende Klasse, die unterdrückt und ausgebeutet wird, hat die Not und das Elend zu tragen und muß Blut und Leben opfern. Daher tragen die Besitzenden, die Ausbeuter, die Herrscher unmittelbar Schuld an allen Leiden der Menschheit. Sie drücken den Lohn herunter, sie verurteilen ihre Mitmenschen zum Hunger und zum Verbrechen, sie zetteln Völkerkriege an und rotten die Bewohner fremder Weltteile grausam aus, nur um ihre Habsucht zu befriedigen. Aber gerade deshalb predigen sie zu Weihnachten um so inbrünstiger das Frieden auf Erden, um sich selbst und andere über die Praxis des Kapitalismus hinwegzutäuschen.

So wird das Friedenswort zur Lüge und zur Heuchelei. Wohlgefallen an den Menschen hat der Kapitalismus nur in dem Sinne, wie ein Raubtier Wohlgefallen an seiner Beute hat. Frieden und Brüderlichkeit unter den Menschen kann die Bourgeoisie nicht herstellen, denn sie laufen ihrem Interesse zuwider. Das ist auch nicht ihre Aufgabe. Die historische Aufgabe der Bourgeoisie war es, unter dem Stachel des Wettbewerbs die Produktivkräfte zur höchsten Entwicklung zu bringen und damit den Boden für den Sozialismus zu bereiten. Deshalb können der Wagemut des Unternehmers, der Scharfsinn des Erfinders, die Kühnheit des Entdeckers, alles, wobei kräftige Energie hervorsprudelt, so etwas wie Bewunderung auslösen; denn jede Klasse hat, wo sie ihrer historischen Aufgabe gerecht wird, einen großen Zug an sich. Aber der Bourgeois, der vom Frieden redet, während seine Klasse unter Blut und Tränen die Welt umwälzt, ist ein widerwärtiges Wesen, ein ekelhafter Heuchler.

Frieden bringen ist die historische Aufgabe des Proletariats. Diese Klasse wird durch die gewaltig gestiegene Produktivität der Arbeit in den Stand gesetzt, sobald sie die politische Gewalt erobert hat, die Ausbeutung, die Klassengegensätze und den gegenseitigen Kampf der Menschen aufzuheben. Der Sozialismus wird den Frieden und das Glück bringen, das so viele früheren Geschlechter vergebens herbeisehnten; der Sozialismus wird aus der Menschheit eine einzige solidarische Brüderschaft machen; der Sozialismus wird in Wirklichkeit, vom Fundament aus, die Welt erlösen.

Für diesen Frieden muß gekämpft werden. Die Bourgeoisie, die von der Ausbeutung lebt, widersetzt sich der Aufhebung der Ausbeutung mit aller Macht. Sie fürchtet den Kampf, der ihre Vorrechte abzuschaffen droht. Sie verdammt die Auflehnung der Unterdrückten als einen Frevel gegen die heilige Weltordnung. Und als eins der Mittel, die das Proletariat vom Klassenkampf abhalten sollen, muß auch der alte Himmelsfang aus der Christnacht herhalten. Wenn das Frieden auf Erden in den Kirchen erschallt, richtet es nicht in letzter Linie seine Spitze gegen die Umstürzler, die den Klassenkampf predigen und den Klassenhaß schüren, die das Volk in zwei Lager trennen, die den Frieden nicht wollen, sondern Unruhe und Bruderzwist. So bekommt das Weihnachtswort in dem Munde der untergehenden Bourgeoisie noch eine neue Funktion; als Betrug, als Verdummung der Massen soll es dienen. Wem unter den Ausgebeuteten noch die klare Einsicht in die gesellschaftlichen Verhältnisse fehlt, soll durch die lieben trauten Erinnerungen des Weihnachtsfestes, durch den Appell an die alteingewurzelte Sehnsucht nach einer Welt von Liebe und Brüderlichkeit, von dem Kampf für die Befreiung seiner Klasse ferngehalten werden.

Betrug; denn solange die Proletarier in Armut und Not leben, solange Kinder hungern und kräftige Männer arbeitslos und ratlos umherirren, solange die zivilisierten Menschen bereit stehen müssen, einander auf Befehl der Herrschenden zu Tausenden zu töten, solange ganze Völker um des Golddurstes der Großkapitalisten willen gemordet werden, solange kann und darf es keinen Frieden geben. Frieden in dem Munde des unterdrückten und mißhandelten Sklaven ist Feigheit, es sei denn, daß seine Sache hoffnungslos ist. Aber unsere Sache ist gerade umgekehrt des Sieges sicher. Der Klassenkampf, der Kampf gegen dieses verruchte menschenmörderische System allein ist imstande, der Menschheit Frieden und Glück zu verwirklichen. Deshalb vergißt der klassenbewußte Arbeiter auch am Weihnachtsabend seinen Kampf nicht; gerade das Weihnachtswort erinnert ihn eindringlich an seine Pflicht, für den Sozialismus zu kämpfen. Der Predigt der Pfaffen und der Lüge der Bourgeoisie wird er die Losung entgegenstellen: jetzt kein Frieden auf Erden, sondern Kampf für den Sozialismus.

Gewerkschaftsbewegung.

Auf der Landstraße.

Der Winter ist wieder da, treulich begleitet von des Proletariers anhänglichster Lebensgefährtin, der Arbeitslosigkeit. Die Berichte der Industrien lauten wieder überwiegend auf schlechten Geschäftsgang; auf den Arbeitsnachweisen herrscht ein Ueberangebot von Arbeitskräften. Die an das Kaiserlich Statistische Amt berichtenden Krankenkassen melden eine Abnahme ihrer Mitgliederzahl für den Monat November um rund 50 000. Dabei ist die Zahl der weiblichen Mitglieder noch um 8874 gestiegen, so daß sich die Verminderung der männlichen Kassenmitglieder auf über 58 000 beläuft. Und die berichtenden Kassen umfassen nur etwas über zwei Fünftel aller gegen Krankheit Versicherten. Nach den Berichten der dem Reichsarbeitsblatt angeschlossenen Arbeitsnachweise standen im Monat November rund 248 000 Arbeitsuchenden nur rund 123 000 offene Stellen gegenüber; und nur rund 103 000 männliche Arbeiter konnten Arbeit erhalten. In gleicher Zeit suchten bei diesen Arbeitsnachweisen rund 52 000 weibliche Arbeiter Beschäftigung, aber nur 43 000 offene Stellen waren vorhanden und nur 28 000 Arbeitsuchende fanden Beschäftigung. So lagen schon Ende November Tausende und Abertausende auf der Straße, und die Armee der Arbeitslosen ist bei dem schlechter werdenden Geschäftsgang im Dezember sicher weiter gewachsen.

Wo bleiben aber die Hunderttausende Arbeitslosen? Soweit sie nicht am Orte sich die Füße wund nach Arbeit laufen, soweit sie nicht durch Familienbande an den Ort gefesselt sind, bevölkern sie die Landstraße, von Stadt zu Stadt ziehend, überall auf ein Unterkommen für den Winter hoffend, um überall enttäuscht zu werden. Und dieser Winter verspricht kein weniger bitterer zu werden, als der vorige. Wie dieser aber unter dem Proletariat gehaust hat, dafür gibt der Bericht des Deutschen Herbergsvereins ein anschauliches Bild. Nach der Zusammenstellung des Reichsarbeitsblattes waren die Herbergen zur Heimat im Jahre 1908 bedeutend mehr in Anspruch genommen als 1907. Die Zahl der Schlafnächte der Herbergsgäste war um 210 141 gegen das Jahr 1907 gestiegen, die Verpflegungskosten der Gäste der Verpflegstationen beliefen sich auf 441 756 Mk. oder 166 007 Mk. mehr als 1907. Auch sank die Zahl der Einkehrenden, für die Arbeit beschafft werden konnte, von 7,3 Proz. im Jahre 1907 auf 5,3 Proz. im Jahre 1908. Dabei ist zu beachten, daß ein immer größer werdender Teil der Wandernden mehr und mehr die „Heiligkeiten" meidet und in den Gewerkschaftshäusern Unterkunft sucht und findet. Wenn trotzdem die Zahl der Gäste in den Herbergen zur Heimat gestiegen ist, so läßt das eben deutlich erkennen, wie furchtbar die Arbeitslosigkeit auf der Arbeiterschaft lastete. Der Einwand, daß die Zahlen über die Herbergen sich doch auf das ganze Jahr beziehen, für den Winter also keine besondere Bedeutung hätten, ist hinfällig, denn erfahrungsgemäß ist die Arbeitslosigkeit im Winter immer stärker als im Sommer. Das bezeugen auch wieder die Nachweisungen der Arbeitsnachweise.

So stehen denn auch heute wieder, vor dem sogenannten Fest der Liebe, Hunderttausende Proletarier vor der bitteren Losung: entweder in der Stadt hungern, oder hoffenden Herzens die Landstraße betreten, um — überall Leidensgenossen zu finden und kein Brot.

Leipzig und Umgebung.

Achtung, Buchdruckereihilfsarbeiter! In Dresden sind am 18. Dezember 70 Buchdruckanlegerinnen in den Ausstand getreten, nachdem es die Dresdner Buchdruckerinnung wiederholt abgelehnt hat, mit unsrer dortigen Mitgliedschaft in eine Tarifgemeinschaft einzutreten. In drei Druckereien sind Haustarife abgeschlossen, in zwölf Buchdruckereien ist der Kampf ausgebrochen. Diese Druckereien suchen nun in den bürgerlichen Tageszeitungen arbeitswillige Anlegerinnen zu den seltenen Löhnen von

---

„Ja mei'! Selbig'smal hon i's glaabt, und hon's net glaabt. I hab' mi selber vertröst' und hab' mir denkt, du b'sinnst di vielleicht wieder anderst. Nacha hat mir da Herr Sitzberger dös g'sagt."

„Hast d' dich in deiner Krankheit so kümmern müssen!"

„Nix leicht's war's mir it, Bua! Aber je mehra, daß i d'rüber nachdenkt hab', desto besser hon i's ei'g'sehg'n, daß dös erst recht nix waar, wenn's d' net gern dabei waarst. Jetzt is's no koa Sünd', bal's d' weggehst. Aber danach waar's oane, wenn's d' amal ausg'weiht waarst."

Sylvester schwieg. Da war nun die Stunde, die er so lange gefürchtet hatte. Und seine Mutter machte ihm keine Vorwürfe. Er hatte die Freiheit gewonnen ohne Kampf. Und er konnte sich nicht darüber freuen.

Die schlichten Worte erschütterten ihn.

Wie manche Nacht hatte die alte Frau keinen Schlaf gefunden, bis sie ihrem Herzenswunsch entsagte!

Und jetzt sagte sie nur, es sei ihr nicht leicht geworden.

Sie unterbrach die Stille.

„Warum hoscht net früher was g'sagt?"

„Ich hab' es selber nicht gewußt. Das ist so gekommen, nach und nach."

Er griff nach ihrer Hand, und sie ließ sie ihm.

„Schau, Mutter! Ich wär' dabei geblieben, dir zulieb. Aber es geht nicht. Ich kann nicht."

Er legte den Kopf auf den Arm und weinte.

Sie zog sachte ihre Hand aus der seinen und strich ihm liebkosend über das Haar.

„Geh, Bua!"

Aber der ließ ihn gewähren und dachte, das täte ihm gut. Junge Leute weinen sich die Sorgen und Schmerzen weg.

Als Sylvester sich wieder aufrichtete, sagte er noch einmal: „Dir zulieb' hab' ich dabei bleiben wollen."

„Dös hätt' i gar it mög'n. Wia'r i so da g'leg'n bi, hon i oft denkt, du bleibst am End' dabei, so lang' i leb', und bal i amal g'storb'n waar, gangst du weg. Dös hätt' mir koa Ruah it lassen."

Und dann fragte sie:

„Was hoscht nacha jetzt im Sinn?"

Sylvester erzählte ihr von seinen Plänen. Erst stockend und unsicher. Allmählich wurde er lebhaft. Die Freude an der tätigen Zukunft regte sich, und er schilderte sie in rosigen Farben.

Er komme schon bald zum Verdienst, sagte er. Der alte Schratt habe ihm eine Stellung verschafft in einem großen Handelshause in Frankfurt. Das habe Niederlagen in allen Ländern, und wer sich tüchtig zeige, komme bald vorwärts.

Und wie wollte er arbeiten! Keine Mühe sollte ihm zu viel sein, und je mehr es zu schaffen gäbe, desto lieber wäre es ihm. Er könne die Zeit kaum mehr erwarten, und er wolle der Mutter beweisen, daß sie der Entschluß nicht reuen dürfe. In zwei, drei Jahren wäre er so weit, daß er sie unterstützen könne, viel leichter, als wenn er Geistlicher würde. Die müßten warten, bis sie an die Reihe kämen, aber in einem solchen Geschäft brächte einen die Arbeit vorwärts, und weil er das wisse, sei ihm keine Arbeit zu viel.

Die Mutter hörte ihn aufmerksam an. Sie konnte sich nicht alles zurecht legen und sah den Weg nicht klar vor sich, den er gehen wollte. Aber sein Eifer überzeugte sie, und sie ging daran, sich ein neues Bild von der Zukunft auszumalen.

Im goldgestickten Gewande würde ihr Sylvester nicht vor dem Altar stehen, und in einem Pfarrhof würde er nicht sitzen.

Das war vorbei. Aber einen großen Kaufladen würde er haben, einen größeren noch, als der Kramer Schießl in Nußbach. Bei dem es nach der Kirche immer gesteckt voll war, und der sich das Geld haufenweise verdiente. Und das war doch wahr. Bis einer Pfarrer würde, dauerte es lange, und als Kooperator hatte einer kaum genug zum Leben und mußte sich um sein Essen mit den Pfarrerköchinnen streiten.

Wenn man alles betrachtete, hatte ihr Sylvester eigentlich das bessere Teil erwählt. So gewann ihre Vorstellung allmählich Form und Gestalt, und sie unterbrach den Eifrigen mit Fragen. Ob der Frankfurter Kramer ihn schon bald in ein Geschäft setzen würde? Und an einen größeren Ort, vielleicht wie Nußbach oder Pfaffenhofen? Und an einem schönen Platz neben der Kirche? Weil solche Geschäfte den besten Besuch haben.

Und zuletzt fragte sie:

„Was is nacha dös für a Madel?"

„Welches Mädel?"

„No dös, wo der Herr Kooperator g'sagt hat, daß du heirat'n sollst."

Sylvester wurde rot bis über die Ohren und lachte verlegen.

„Geh, Mutter! Was dir der g'sagt hat!"

„Da Herr Stegmüller hat aber aa'r amal a solchene Andeutung g'macht."

Sylvester sah, daß seine Mutter ernsthaft an diese Sache gedacht hatte, und er meinte, sie habe es wohl verdient, daß er ihr alles Vertrauen schenke.

Und er erzählte ihr, wie er das Mädchen kennen gelernt hatte, wie gut und brav es sei, wer die Eltern wären, und wie er in dem Hause aufgenommen wurde.

Aber er habe nicht ans Heiraten gedacht, sagte er; denn eine solche Hoffnung wäre ganz töricht.

Die Mutter hörte zu und sagte nichts.

Sie ergänzte im stillen ihr Bild.

Und darin stand jetzt Sylvester im Kaufladen des reichen Herrn Sporner als Schwiegersohn und als der Mann der einzigen Tochter, der einmal alles erben und kriegen mußte.

„Es wird no alles recht wer'n, Bua!" sagte sie. „Und jetzt gut' Nacht!"

(Forts. folgt.)

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id394414608-19091224/2 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG